

Gottesdienst am 25.08.2019 (10. Sonntag p. Trin.) in St. Martin zu Kassel

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Predigttext: **Markus 12,28-34**

28 Und es trat zu ihm einer der Schriftgelehrten, der ihnen zugehört hatte, wie sie miteinander stritten. Als er sah, dass er ihnen gut geantwortet hatte, fragte er ihn: Welches ist das höchste Gebot von allen?

29 Jesus antwortete: Das höchste Gebot ist das: »Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein,

30 und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft« (5. Mose 6,4-5).

31 Das andre ist dies: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst« (3. Mose 19,18). Es ist kein anderes Gebot größer als diese.

32 Und der Schriftgelehrte sprach zu ihm: Ja, Meister, du hast recht geredet! Er ist einer, und ist kein anderer außer ihm;

33 und ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und mit aller Kraft, und seinen Nächsten lieben wie sich selbst, das ist mehr als alle Brandopfer und Schlachtopfer.

34 Da Jesus sah, dass er verständig antwortete, sprach er zu ihm: Du bist nicht fern vom Reich Gottes. Und niemand wagte mehr, ihn zu fragen.

Jesus und die Schriftgelehrten, liebe Gemeinde: ein unerschöpfliches Thema in der Überlieferung der Evangelien. Immer treten sie genau dann auf, wenn es um die Souveränität Jesu und seiner Botschaft vom Reich Gottes geht. Und immer wird gestritten. Das hat unser Bild von den

Schriftgelehrten geprägt: Sie erscheinen geradezu als Gegner Jesu par excellence.

Aber stimmt das eigentlich? Oder sind wir genötigt, unser Bild von den Schriftgelehrten zu revidieren und diese frommen Theologen in einem anderen Licht zu sehen? Ich glaube, das ist an der Zeit!

Ja, es trifft zu: Sie streiten oft mit Jesus. Aber dieser Streit geht stets um die Frage, wie die Tora und ihre Gebote ausgelegt werden sollen. Man kann denselben Wortlaut unterschiedlich verstehen. Das wussten die Schriftgelehrten, aber das wusste auch Jesus. Oft waren sich Schriftgelehrte selbst untereinander nicht einig. Es gab verschiedene Schulen und Auslegungstraditionen. Wenn also Jesus sich die Freiheit nahm, auf seine eigene Weise die Tora als den Willen Gottes zu deuten, begab er sich unweigerlich in Auseinandersetzung mit anderen Auffassungen. Denn Jesus lehnte die Tora ja keineswegs ab, sondern bezog sich ständig darauf. Aber er legte sie anders aus, weil er nicht allein nach dem Wortlaut, sondern nach dem Sinn fragte, der hinter dem reinen Buchstaben steckt. Jesus wendete nicht einfach an, was geschrieben war, sondern suchte herauszufinden, worum es Gott eigentlich und wirklich in allen Bestimmungen der Tora geht.

In der Geschichte, die unserer Erzählung vorausgeht, wird das deutlich: Es gab im damaligen Judentum fromme Gruppen, die klipp und klar den Glauben an die Auferstehung ablehnten. Andere dagegen rechneten damit. So auch Jesus. Und die so genannten Sadduzäer glaubten, den Auferstehungsglauben der anderen ad absurdum führen zu können, indem sie Jesus eine einfache, aber ziemlich konstruierte Frage vorlegten. Und die lautete: Eine Frau war siebenmal hintereinander verheiratet. Zu wem gehört sie denn nach der Auferstehung? Zu welchem der sieben Männer? Darauf antwortet Jesus: Die Frage ist falsch gestellt! Denn nach der Auferstehung sind wir verwandelt. Im Himmel wird nicht geheiratet. Die Be-

dingungen, unter denen wir hier auf der Erde unser Leben geführt haben, gelten dort nicht mehr. Jesus hatte überhaupt nichts gegen die Ehe. Aber im Himmel hat sie ihre Geltung verloren. Das Reich Gottes ist keine Fortsetzung unserer irdischen Welt, sondern ist wirklich etwas ganz und gar Neues! Und ebenso wichtig: Gott ist ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten. Daraus zog Jesus die Konsequenz: Der Glaube an die Auferstehung der Toten ist biblisch begründet!

Ob das die Sadduzäer überzeugte, wird nicht weiter berichtet. Aber die überraschende und ziemlich kühne Antwort Jesu beeindruckte zumindest einen Theologen, der dem kurzen Wortwechsel zugehört hatte. Deshalb wendet er sich mit einer weiteren Frage an Jesus – und bezeichnenderweise nicht, um erneut einen Streit um die Auslegung der Bibel vom Zaun zu brechen. Nein, bei der Frage, welches das höchste Gebot sei, geht es um eine ernsthafte Vergewisserung. Und so entwickelt sich auch keines dieser üblichen Streitgespräche, sondern eine ehrlich gemeinte Begegnung zweier Männer, die beide aus Gottes Weisung leben wollen.

Die Antwort, die Jesus ihm gibt, ist völlig traditionell: Er zitiert aus dem 5. Mosebuch das Grundbekenntnis Israels zu dem *einen* Gott: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein.“ Bis heute beten Menschen jüdischen Glaubens diese Worte zweimal am Tag, morgens und abends. Und darin ist sich Jesus mit seinem Gesprächspartner einig: Dieses Gebot ist das allerhöchste: „Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen“ – so wird es Martin Luther später ausdrücken.

Wenn Jesus das Gebot der Liebe zu dem *einen* Gott Israels mit dem Gebot der Nächstenliebe verbindet, so ist auch das vollkommen traditionell. Daran ist nichts neu. Für beide, für Jesus wie für sein Gegenüber, steht außer Frage, dass es Gottesliebe nicht ohne Menschenliebe geben kann – und dass unser menschliches Verhalten den entscheidenden Gradmesser unseres Glaubens darstellt. Nicht der Ritus ist es, sondern das

konkrete Tun von uns Menschen. Darin stimmen beide überein, so dass sie nicht im Streit auseinandergehen, sondern der Schriftgelehrte selbst noch einmal in eigenen Worten bestätigt, was Jesus gesagt hat.

Was macht diese erfreulich verlaufene Begebenheit am heutigen Israel-Sonntag, der uns zur Frage nach dem Verhältnis von Judentum und Christentum führt, so bedeutsam? Ich selbst betrachte sie als eine Schlüsselgeschichte – als ein Beispiel dafür, wie wir uns als Christen und Juden begegnen sollen. Denn eines ist klar: Wir sind und wir bleiben miteinander verbunden – im Glauben an den *einen* Gott, in der fortwährenden Beziehung auf die Schriften der Hebräischen Bibel, im Gebet oder Gesang der Psalmen im Gottesdienst, in der elementaren Beziehung von Gottesliebe und Nächstenliebe. Was uns unterscheidet, ist unser Glaube, dass uns in Jesus der verheißene Messias Gottes, also der Christus begegnet ist. Die ersten Anhänger, die den auferstandenen Jesus als Christus verkündigten, gingen selbstverständlich regelmäßig in den Tempel. Der Apostel Paulus predigte ganz fraglos in den Synagogen. Er wusste, dass nicht wir die Wurzel tragen, sondern die Wurzel uns trägt, und er wusste auch, dass Gottes Gaben und Berufung an Israel ihn nicht gereuen können. Gottes Treue für Israel stand für ihn niemals zur Disposition. Ihm ging es darum, zu erläutern und zu bezeugen, wie wir als Menschen, die an Jesus Christus glauben, ebenfalls in die göttliche Verheißungsgeschichte hineingehören. Man kann durchaus den Eindruck haben, dass sich Teile der frühen Christenheit weiterhin als jüdisch verstanden.

Aber dabei blieb es nicht. Der Streit um den Messias, der Streit um die Bedeutung und die Auslegung der Bibel und der Gebote Gottes führte zu einer gegenseitigen Entfremdung, die schließlich in eine tiefe Trennung mündete – ja mehr noch: in einer fortschreitenden Feindschaft von uns Christen gegenüber Juden endete. Die Geschichte des Christentums ist durch die Jahrhunderte hindurch stets auch eine Leidensgeschichte von Menschen jüdischen Glaubens: Ausgrenzung, Diskriminierung, Verfol-

gung – und seit 1933 in Deutschland das Bestreben, das Judentum vollständig auszurotten. Immer fanden sich bis in die engeren Kreise der Kirchen hinein Menschen, die das alles zu rechtfertigen suchten und die dem Volk Israel seine Berufung durch Gott absprechen wollten. Was etwa Martin Luther in seinen letzten Schriften über die Juden gesagt hat, ist unerträglich! Und ich bin froh, dass wir das im Reformationsjahr 2017 nicht unter den Tisch gekehrt, sondern uns auch den finsternen Seiten dieses großen Theologen gestellt haben.

Es war eine mühsame und schmerzhafteste Annäherung, die die Kirchen nach dem Krieg und nach der Shoa vollziehen mussten. Wir sind Jüdinnen und Juden unendlich dankbar, dass das in Deutschland trotz unserer Unheilsgeschichte vielfach gelungen ist. Aber zu Ende sind die Versuche der Ausgrenzung nicht! Im Gegenteil! Wir beobachten durch den wieder auflebenden Rechtsextremismus, befördert durch die Hemmungslosigkeit in den Sozialen Medien, eine neue Welle des Antisemitismus, die alle Ressentiments aufnimmt, von denen wir meinten, sie seien endgültig überwunden. Das können wir als Christen nicht einfach hinnehmen oder gar als Verirrung Einzelner abtun, sondern da ist unser klares Eintreten gefragt: auf politischer Ebene für das unbedingte Existenzrecht Israels, auf gesellschaftlicher Ebene für Respekt und Menschenwürde, die allen gelten. Der jüdische Glaube gehört untrennbar zu uns als christlichen Kirchen. Und Jüdinnen und Juden sind keine „jüdischen Mitbürger“, sondern Teil unserer Gesellschaft wie wir auch. Wir reden ja auch nicht von „christlichen“ Mitbürgern in Deutschland!

Wie kann unter den Bedingungen eines offenen oder unterschweligen Antisemitismus, der bis in unsere Gemeinden hineinreicht, die Begegnung von Menschen christlichen und jüdischen Glaubens so gelingen, dass wir uns gegenseitig in dem achten, was wir gemeinsam haben und was uns auch in unserem Glauben trennt?

Zwei Gedanken dazu, liebe Schwestern und Brüder! Der eine lautet: Es darf kein Vergessen geben, was unsere eigene Geschichte als Kirche wie als Nation angeht! Wir müssen uns immer wieder fragen, wie es in all den Jahrhunderten dazu kommen konnte, aus einem übersteigerten christlichen Selbstwertgefühl heraus eine unsägliche Gegnerschaft gegenüber Gottes auserwähltem Volk zu entwickeln. Wir müssen kritisch und aufmerksam bleiben – und das in allererster Linie mit Blick auf uns selbst, dann aber auch gegenüber allen antisemitischen Umtrieben, ganz gleich, von welcher Seite sie kommen!

Und als Zweites: Wir können uns ein Beispiel nehmen an der Art und Weise, wie sich Jesus und der Schriftgelehrte begegneten. Es ging beiden um den Willen Gottes, der in der Bibel niedergelegt ist. Darum geht es Juden und Christen auch heute. Wir tun dies auf unterschiedlichen Wegen. Dahinter können wir nicht zurück als Christen. Wir lesen die Hebräische Bibel, unser „Altes Testament“, anders als Menschen jüdischen Glaubens. Aber so anders denn doch auch nicht, dass es keine Verständigung über Gottes Wort und Willen geben könnte. Die Bibel gemeinsam als Heilige Schrift zu lesen und zu entdecken, dass Gottes Liebe uns allen gilt: Juden wie Christen – und sogar darüber hinaus: So kommen wir zueinander und bleiben uns nicht fremd!

Als Christinnen und Christen müssen wir dabei Bescheidenheit einüben und aller Rechthaberei abschwören. So könnten wir erleben, dass wir gemeinsam zu einer tieferen Erkenntnis des Wortes Gottes gelangen.

Der Weg, der vor uns liegt, mag lang sein, aber er führt uns näher zusammen. Es ist der Weg zu Gottes Reich, in dem wir dann nach seinem Willen wieder vereint sind! Amen.

Prof. Dr. Martin Hein

Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

ekkw.de-Internetservice

© Dieses Dokument ist urheberrechtlich geschützt und elektronisch im Internet abrufbar unter <http://www.ekkw.de>. Bei Fragen zu diesem Dokument wenden Sie sich bitte an die ekkw.de-Onlineredaktion im Medienhaus der Evangelischen Kirche von Kurhessen- Waldeck, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel.:(0561) 9307-124, Fax (0561) 9307-188, E-Mail: internetredaktion@medio.tv